



Ein Dorf macht es vor: Es gewinnt aus Biomasse all seine **Energie**

Erst war die Biogasanlage als Forschungsprojekt geplant. Dann wurde sie für die Menschen im niedersächsischen Jühnde zur Herzenssache. Heute versorgt sich das Dorf mit Strom und Wärme selbst. Und ist weltberühmt.

Von MARTINA WIMMER und DÖRTHE HAGENGUTH (Fotos)





Studenten aus Indonesien, Politiker aus Ohio, Geschäftsmänner aus Dubai, Journalisten aus Israel und Kegelbrüder aus dem Nachbarort loben das Dorf.

Behert greift Ikuo Souta in das klein gehäckselte Getreide, das dicht gepresst in großen Massen unter einer Plastikplane lagert, führt ebenso entschlossen seine Hand zur Nase und holt sehr tief Luft. „Sehen Sie, es riecht nicht schlecht,“ frohlockt Gerd Paffenholz und fügt eine Erklärung hinzu, die dem Japaner möglicherweise noch exotischer scheint, als alles, was er bisher in Paffenholz' Heimatdorf gehört und gesehen hat: „Das ist wie beim Sauerkraut.“

Professor Souta, Bakterienspezialist aus Shizuoka, hat von Jühnde in Niedersachsen im Internet gelesen und ist angereist, um sich von Gerd Paffenholz, Rentner, dessen neue Welt zeigen zu lassen. In einer leichten Senke liegt das Dorf, zwölf Kilometer von Göttingen entfernt, umgeben von Feldern und grasendem Vieh. Eine kleine Ansammlung von Fachwerkhäusern, Höfen, bescheidenen Neubauten. 775 Menschen leben dort. Auf einem Hügel am Ortsrand thront stolz der Fortschritt, der Jühnde eine Homepage auf Englisch und Japanisch beschert: zwei Riesenkübel mit kuppelförmigen Foliendächern, die in der Sonne glänzen. Dazu: ein paar Container, Wassertanks, ein Holzlager, der Getreideberg. Ein Ensemble, das die Dorfbewohner knapp, aber nicht ohne Stolz „unsere Anlage“ nennen.

Die Anlage ist ein komplexer Energielieferant aus mehreren Komponenten: ein Biogasreaktor – in dem Getreidesilage und Gülle zu Methan vergären, welches ein Blockheizkraftwerk befeuert –, ein Holzhackschnitzelheizwerk als zusätzliche Kraft an kalten Tagen und ein Ölkessel für Notfälle. Die Technik ist im Einzelnen nicht neu, wohl aber ihr Zusammenspiel und ihre weit verzweigte Nutzung. Erzeugter Strom wird ins öffentliche Netz eingespeist. Die Wärme jedoch fließt über 5500 Meter Rohrleitung direkt in 142 Haushalte in Jühnde. Rohstoffe liefert die lokale Landwirtschaft, das Dorf ist Versorger und Verbraucher zugleich, zudem in einer Genossenschaft als Betreiber der Anlage organisiert.

Jühnde ist, wie ein verblichenes Schild am Ortseingang eher zurückhaltend verkündet, das erste „Bioenergie Dorf“ Deutschlands – und eine globale Berühmtheit. Seit September 2005 heizt sich das Dorf selber ein, im Jahr davor hatte man auf der Baustelle bereits 3000 Besucher gezählt. Wohlweislich wurde für sie in der Schaltzentrale der Dorfheizung ein Empfangsraum eingerichtet. Ein mächtiges Gästebuch in schwarz mit Goldschnitt liegt schwer auf dem Tisch, es ist bald voll geschrieben. Studenten aus Indonesien, Politiker aus Ohio, Geschäftsmänner aus Dubai, Journalisten aus Israel, Kegelbrüder aus dem Nachbarort, alle finden nur euphorische Worte.

Professor Souta zückt den Stift, blättert eine neue Seite auf, wirft schwungvoll Schriftzeichen aufs Papier: „Wir sind vom Umweltschutz hier sehr beeindruckt und wünschen dem Dorf weiterhin viel Erfolg“, erklärt seine Dolmetscherin. Der Japaner kauft eine grüne Kappe mit Bioenergie Dorf-Logo und setzt sie sofort auf. Paffenholz lächelt beglückt. Er hatte sich ein wenig vor der Ruhe des Ruhestands gefürchtet. Dann kam die Anlage und mit ihr die Welt ins Dorf. Gemeinsam mit dreizehn weiteren Jühndern hat der 66-Jährige eine 80-stündige Ausbildung zum Gästeführer absolviert. Mit Prüfung und Zertifikat. Jetzt begleitet er mehrmals pro Woche Gruppen über das Betriebsgelände, um Jühndes Energiekonzept, das Finanzierungsmodell und den Gärungsprozess unter dem Foliendach zu erklären. Mit ernsthafter Hingabe spricht er Sätze wie: „Es ist sehr wichtig, wie man die Anlage füttert. Man muss die Bakterien streicheln.“

Zusammen mit seiner Frau Jean-Marie organisiert Paffenholz den Gästestrom. Die Liste für die nächsten Wochen ist bereits gut gefüllt. Taiwan hat sich angekündigt, Neuseeland und eine Seniorengruppe, die eine Führung auf plattdeutsch wünscht. Und die meisten, so ahnt er, werden jene Frage stellen, die dem Kern des Projekts „Bioenergie Dorf Jühnde“ näher kommt als alle Zahlenreihen, Wärmebilanzen und Diskussionen um den Klimaschutz: „Wie hat man die Menschen im Dorf dafür begeistert?“

August Brandenburg ist ein groß gewachsener Mann, breite Schultern, kräftige Statur, eine imposante Erscheinung in schnittigem Wildlederjackett. Einer

von denen, die im Stammtischdunst ebenso überzeugend wirken können wie auf dem glatt gebohnerten politischen Parkett. Er ist Bürgermeister in Jühnde seit 1986, seine 76 Lebensjahre wischt er im Gespräch mit polternder Stimme und temperamentvoller Gestik vom Tisch. Brandenburg sagt: „Es war mal eine Gruppe aus Russland da, die wollten kaum glauben, dass die Anlage nicht auf Befehl von oben entstanden ist! Unser Patentrezept war: Jeder konnte sich einbringen, und es herrschte völlige Offenheit.“ Anfang 2001 hatten Wissenschaftler der Universität Göttingen mit ihm Kontakt aufgenommen, sie suchten ein Dorf im Landkreis für ein beispielhaftes Projekt: Eine Kommune stellt ihre gesamte Strom- und Wärmeversorgung auf den Energieträger Biomasse um und nimmt Planung und Durchführung selbst in die Hand.

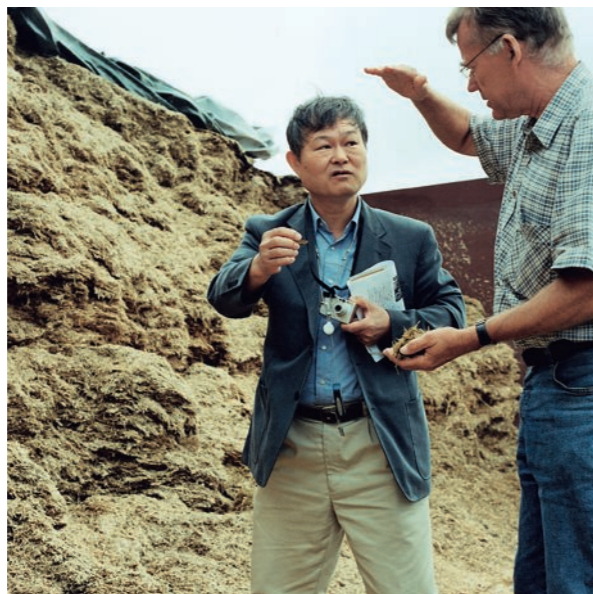
Für die Akademiker war die Einbeziehung der Dörfler ein wichtiger Forschungsansatz, für Brandenburg spontan gefühlte, realpolitische Notwendigkeit. Die Instanz des Gemeinderats



Bei der Kirmes war die Biogasanlage der beliebteste Witz. Auf einem Wagen stand: Die Jühnder ham'ne Macke, die machen Strom aus Kacke.

hat er bei der Entscheidungsfindung glatt übersprungen, zur Uni-Präsentation lud er gleich das ganze Dorf ein. Es kamen weit über hundert, und sie stellten viele Fragen: Wird es stinken im Dorf? Wird es sicher warm sein? Und vor allem: Was kostet uns der Spaß? Einige Familien in Jühnde leben seit vielen Generationen dort, die Jühnder sind kein flatterhaftes Volk, das sich von PowerPoint-Vorträgen in positive Rage reden lässt. Also wurden Busse gechartert zum freiwilligen Dorfausflug, um bereits arbeitende Anlagen zu begutachten.

Die Idee vom Biogas wurde Gesprächsstoff, beim Bäcker, auf dem Fußballplatz, im Männergesangsverein. Das Jühnder Sozialleben ist straff organisiert, in über zehn Vereinen sind die meisten Bewohner mehrfach Mitglied. Es gibt keine Dorfkeiße, man bespricht sich in Clubhäusern und am selbst organisierten Würstchengrill. Eckhard Fangmeier hatte seine Initialzündung bei der Jahresversammlung des Tennisclubs. Die Stimmung war gut, viele Sportler hatten am Nachmittag ein Holzheizwerk im Harz besichtigt und Bürgermeister Brandenburg hielt eine Rede, in der es viel um Energiewirtschaft und wenig um Tennis ging. Fangmeier, der heute Vorstand und Pressesprecher der Bioenergie-dorf Jühnde e.G. ist, wollte was tun, jetzt und sofort, für das Dorf und die Umwelt. Etwas, das nachhaltiger wirken würde als die baubiologische Renovierung seines Fachwerkhäuses. Er sammelte am selben Abend noch Unterschriften der Befürworter, und weil keiner Papier bei sich hatte, schrieben die Einsatzwilligen ihre Namen auf Bierdeckel.



Es sei wichtig gewesen, sagt Fangmeier, frühe Verbindlichkeiten herzustellen. Der studierte Physiker ist Projektmanager in einer größeren Firma und weiß, wie man Gruppendynamik in produktive Bahnen lenkt. Die glaubhafte Demonstration des Willens war letztlich neben den günstigen Rahmenbedingungen für die Wissenschaftler das entscheidende Moment, um Jühnde zum Modelldorf zu erwählen. Die Jühnder hatten sich da schon lange ihre Internetadresse bioenergie-dorf.de reserviert.

Man traf sich hinfort nicht nur im Schützenverein und auf der Kirmes, sondern wöchentlich in Arbeitsgruppen, die „Biogas“, „Holz“, „Haustechnik“ oder „Nahwärmenetz“ hießen, und jeden Mittwoch war das Organisationsbüro offen für forsche und ängstliche Fragen. Vier lange Jahre lang erklärten die Aktiven den Zweiflern, dass kein Gas durch das Leitungsnetz fließen würde, sondern nur heißes Wasser, dass die Bauern nicht maßlos gewinnen oder verlieren würden bei dem Geschäft mit verheizbarem Getreide, dass es sich lohnen könnte, die fast neue

Ölheizung auf den Müll zu werfen, und dass ein für das Leitungsnetz umgegrabener Garten kein so großes Unglück wie die drohende Klimakatastrophe sei.

75 Prozent der Haushalte sollten Vorverträge unterzeichnen, das war die Maßgabe der Uni, um die Planung zu realisieren. Der Bürgermeister und Fangmeier predigten unermüdlich über Gartenzäune hinweg, schwere Zauderer wurden hartnäckig zu Hause aufgesucht. Oft habe man dabei ein Bier mehr trinken müssen als geplant, Fangmeiers Frau und seine drei Kinder haben ihn damals nur selten gesehen.

Die mühsam erkämpfte Geschlossenheit war bei alledem stets bedroht durch die Unsicherheiten der Finanzierung. Erhoffte Förderungen blieben aus, ein Jahr lag das Projekt fast still. Reinhard von Werder, alteingesessener Landwirt, Vorstand der Genossenschaft und neben Brandenburg und Fangmeier der Dritte im Bunde, von dem die Dorfbewohner heute anerkennend sagen, ohne ihn gäbe es die Anlage nicht, hat damals trotzdem die Hoffnung nicht verloren. Bei der Kirmes im selben Jahr war die Biogasanlage der beliebteste Witz. Auf einem Wagen stand: Die Jühnder ham'ne Macke, die machen Strom aus Kacke. Das habe ihm Mut gemacht, so von Werder, weil er gespürt habe, der Gedanke bleibt im Dorf lebendig.

Die stark Infizierten waren damals schon lange nicht mehr zu bremsen, das Dorfkomitee reiste mit Uni-Vertretern in die zuständigen Ministerien nach Berlin und Hannover, organisierte einen Stand auf der Internationalen Konferenz für Erneuerbare Energien 2004 in Bonn und trug dort en passant das eigene Anliegen dem Bundespräsidenten vor.

Als im Juli desselben Jahres 1,42 Millionen Euro Fördermittel zugesagt wurden, wussten alle, so Fangmeier: Jetzt rollt der Karren bergab. Man gründete eine Genossenschaft, jeder zukünftige Wärmekunde zeichnete Anteile für 1500 Euro. Im November kamen Jürgen Trittin und Renate Künast zum feierlichen Spatenstich, ein knappes Jahr später, im September 2005, floss zum ersten Mal von der Biogasanlage beheiztes Wasser durch das neue Nahwärmenetz.

Am Tag darauf klingelte bei Bürgermeister Brandenburg mehrfach das Telefon, seine Bürger berichteten aufgeregt von ihrer bullernd warmen Heizung. Man grüßte sich auf der StraÙe mit den Worten: „Heute auch schon mit Biowärme geduscht?“ Seine Dusche, das gibt selbst Norbert Kerl, Vorsitzender der Kyffhäuser-Kameradschaft, mittlerweile knurrend zu, ist seither eine richtige Dusche, soviel Druck und Temperatur habe der frühe-





Sonntags auf dem Fußballplatz fragt immer mal wieder einer der Älteren: „Löpet use Anloge chaut?“ Das ist Platt und heißt: Läuft unsere Anlage gut?

re Durchlauferhitzer nicht gebracht. Trotzdem war er lange dagegen, dass „dort oben Millionen verbaut werden“ und wettete abends im Vereinsheim beharrlich gegen die Euphorie der Weltverbesserer und das Buhei im Dorf. Als einer der Letzten habe er schließlich unterschrieben, weil er gerechnet habe. Die alten Stromöfen im Haus wurden zu teuer, ein herkömmlicher Heizkessel war eine schlecht zu kalkulierende Alternative. Der Ölpreis war seit der ersten Bioenergie-dorf-Dorfversammlung 2001 fast um das Doppelte gestiegen.

Allzu verklärt dürfe man die Pionierleistung des kleinen Dorfes nicht wahrnehmen, das sieht auch der Bürgermeister ganz nüchtern. Viele Jühnder freuten sich jetzt vor allem, dass die persönliche Heizkostenrechnung so schnell aufgeht. Dennoch: Wenn sich die älteren Herren sonntags am Fußballplatz treffen, um zusammen mit den nebenan grasenden Kühen der Jugend beim Kicken zuzusehen, fragt ihn immer mal wieder einer: „Löpet use Anloge chaut?“ Das ist Platt und heißt: Läuft unsere Anlage gut? Brandenburg kennt sie alle, die da fiebernd an der Linie stehen, genauso wie er jedes Haus im Dorf sortieren kann, in: an die Anlage angeschlossen. Oder nicht angeschlossen. Bei den wenigen der zweiten Kategorie kennt er die Gründe: Geldmangel, Ehezwist, die Angst um den schönen Garten. Oft seien die Alten weniger störrisch gewesen als die mittlere Generation. Alma Hampe ist mit 88 die älteste Genossenschafterin. Ihre Urkunde hat sie sorgfältig gerahmt an die Wand gehängt. Die Anlage auf dem „Krähenberg“, dort oben wo sie früher Kartoffeln

geklaut hat, fand sie von Anfang an spannend, weil sie schon immer für das Moderne gewesen sei. Schließlich, so fügt sie hinzu, habe sie auch als Bäuerin stets die fortschrittlichsten Trecker gefahren. Dass der eigene Sohn sich nicht anschließen ließ, ärgert sie. Vielleicht kam daher der Alpdruck, der sie, die sonst nie träumt, vor dem Osterfest schlecht schlafen ließ. Sie sah das Osterfeuer am Waldrand über der Anlage und den Funkenflug, der die Foliendächer der Fermenter schmelzen ließ. Das Dorf war daraufhin in leichter Unruhe, an eine solche Gefahr hatte keiner gedacht. Doch der Wind blies an Ostern wie meistens von Westen.

Und die Anlage beflügelt seither nur noch Visionen positiver Art. Im Landkreis Göttingen sollen fünf weitere Bioenergie-dörfer entstehen, das Auswahlverfahren der Uni läuft bereits. Jühndes vor Ort gereifte Spezialisten wie Eckhard Fangmeier werden die Entwicklung mit ihrer Erfahrung begleiten. Im Pionierdorf wünschten sich viele ein Café, damit die Besucher aus aller Welt nicht nur die Anlage kennen lernen, sondern die Men-

schen, die dahinter stehen. Auch dafür gab es einen Arbeitskreis, doch bislang fehlten das nötige Geld, ein Gebäude und der Konsens. Von einem Biker- und Radlertreffpunkt mit vielen Plätzen und großen Portionen phantasierten die einen, andere ersannen ein Kulturzentrum mit viel Feinsinn für dörfliche Tradition und ökologisches Gedankengut. Alma Hampe hat man zu diesem Zweck nach alten Rezepten befragt, in denen Dinkel vorkommt oder Weizenkleie. „Mit so'm Dreck haben wir nicht gekocht“, soll sie geantwortet haben. Sie bäckt gern Amerikaner mit viel Zuckerguss. Die Männer der erfolgreichen Tat haben ohnehin bis auf Weiteres eine klare Priorität: sicherstellen, dass die Anlage sauber läuft, dass der Energieausstoß stimmt und die Bilanzen der Genossenschaft auch. Mal oben nach dem Rechten sehen, das ist ein fester Programmpunkt in manchem Jühnder Tagesablauf, und so geht es auf dem Betriebsgelände an einem



Montagmorgen zu wie auf einem belebten Dorfplatz. Bürgermeister Brandenburg hat gerade die japanischen Gäste begrüßt, Reinhard von Werder dreht mit dem Fahrrad eine Runde, Eckhard Fangmeier klärt vor der Arbeit mit der Baufirma neue Pläne. Mit der überschüssigen Wärme im Sommer wird in Zukunft eine Anlage betrieben, die die Holzhackschnitzel trocknen soll.

Der Einzige, der wirklich verpflichtet ist, hier zu sein, wünscht sich nur, dass baldmöglichst Normalität einkehrt. Jörn Weitemeier ist der Mann in der Schaltzentrale und wird als Angestellter von der Genossenschaft bezahlt. Acht Wochen hat der Landwirt die Technik in einem Trocken-

kurs erlernt und dann 14 Tage in einer Biogasanlage bei Stralsund die harte Praxis der empfindlichen Gärprozesse erfahren. Ein Jahr wirst du kein Wochenende, keinen Urlaub und kein Familienleben haben, hat man ihm dort gesagt. Zum Glück hatte er seine Frau zum Lehrgang mitgenommen. „Die hätte mir das aus meinem Mund doch nie geglaubt.“ In den ersten sechs Monaten des Betriebs hat er aus Versehen 36 Kilo abgenommen. Alle halbe Stunde läutete das Alarmtelefon in den schlimmsten Nächten, da half es auch nichts, dass Weitemeier nur ein paar hundert Meter entfernt wohnt. Er ist genervt vor Ort geblieben und schlief sitzend vor dem Kontrollbildschirm. Das verbindet. Mit so einer Anlage, sagt er, könne man nur umgehen, wenn man eine intensive Beziehung zu ihr hat. Manchmal schreckte er nachts immer noch hoch mit einem komischen Gefühl und müsse sofort nach seiner „Riesenkuh“ sehen. Doch er ist guten Mutes, dass der Betrieb bald regelmäßig läuft. Es geht aufwärts. Die Hälfte der verlorenen Kilos ist schon wieder drauf. □